

# Der verschollene Sohn

Roman von  
M. Bethold

(11. Fortsetzung.)

Mit trüben und stark geröteten Augen sah das Jakobchen am nächsten Morgen beim Frühstück seinen Eltern gegenüber.  
Papa Kriebel klagte über Kopfschmerz und rührte dabei mechanisch in seiner Tasse, während die beiden Damen sich über Fehling unterhielten, der bei ihnen einen guten Eindruck hinterlassen hatte.  
„Es war zu viel, Jakobchen“, sagte der alte Herr seufzend, „man rümpelt nicht den eigenen Körper und später im Alter zeigen sich die Folgen.“  
„Jetzt verdirb Du mir mit Deinem moralischen Kater auch noch den Morgen!“ brummte der Student. „An der Quantität liegt's nicht, sondern an der Qualität!“  
„Der Stoff war gut —“  
„Miserabel! Dein Weinlieferant ist ein Giftmischer.“  
„Sei doch vernünftig, Jakobchen! Gestern Nachmittag um vier Uhr haben wir angefangen und um drei Uhr in der Nacht fuhr erst das Schiff, mit dem Deine Commissionen beimgefahren sind. Weißt Du, wie viel in diesen elf Stunden geleistet worden ist?“  
„Es ist nicht der Rede wert!“  
„Den Kluduck auch, dreißig Flaschen —“  
„Nicht mehr?“ spottete das Jakobchen. „Dann bist Du sehr gnädig davon gekommen.“  
„Noch eine Tasse gefällig?“ fragte die Mutter.  
„Ja danke, Mama, aber wenn Du mir einige Flaschen Bier und einen Hering vorfahren lassen wollest, so würde ich Dir sehr dankbar sein.“  
„Jakobchen hat Recht“, sagte Papa Kriebel, und über sein röthliches Gesicht glitt ein vergnügtes Lächeln, „das wird uns ritzieren.“  
„Aber der Doktor hat Dir das Bier verboten“, warf seine Frau ein, „Du solltest auf seinen Rath achten.“  
„Ach was, wie kann ein vernünftiger Arzt den edlen Gerstenkorn verpöhlen!“ erwiderte der Student in gereizter Stimme. „Ihr nanntet den Fremden gestern ja auch Doktor, ist er ebenfalls Mediciner?“  
„Naturforscher!“ sagte Kriebel.  
„War mit dem jungen Steinthal auf der Almemania und hat ihm in Afrika die Augen zugebrüht; ich hab' Dir das Alles doch gestern Abend erzählt.“  
„So? Und jetzt will er hier Studien machen?“  
„Behauere, er will sich ausruhen von der langen Reise.“  
Das Jakobchen schickte die beiden blonden Haare zurück und warf einen forschenden Blick auf seine Schwester.  
„Wie gefällt der braune Pillistler nicht?“ fragte er, „ich könnte mich nicht mit ihm befreunden.“  
„Na, na, für solche Antipathie gebe ich nichts“, erwiderte Kriebel topfschüttelnd. „Doktor Winter ist ein grundgescheider Mensch und die Damen haben ihn Alle gern.“  
„Gerade das ist ein schlechtes Zeichen.“  
„Was sagt ihr dazu?“ wandte Kriebel sich zu den Damen.  
„Er hat im Allgemeinen Recht“, erwiderte seine Frau, „aber seine Anschauung ist zu schroff. Herr Doktor Winter ist kein Schmeichler und verdient die Achtung, mit der wir in unserem Hause ihm entgegenkommen. Jakob wird hoffentlich wissen, welche Rücksichten er dem Gaste seiner Eltern schuldet.“  
„Natürlich“, brummte der junge Mann, „aber das verpflichtet mich nicht, ihn meiner Hochachtung und Freundschaft zu verschließen.“  
Der Eintritt Lina's, die das gewünschte Frühstück brachte, brach das Gespräch ab. Jakobchen füllte sein Glas und trat es auf einen Zug aus, dann athmete er tief auf, um im nächsten Augenblick mit beneidenswerthem Appetit über den Hering herzufallen.  
„Es ist wirklich merkwürdig“, sagte Kriebel ärgerlich, „kommt einmal ein interessanter Fremder in dieses Nest, dann ruht man nicht, bis man ihm irgend etwas angehangen hat, der Eine weiß mehr über ihn, als der Andere. Deinem guten Freunde, den Du vom Dampfboot gestern mitgebracht hast, wird's auch nicht besser gehen.“  
„Dah' der kein Schwindler ist, kann ihm jeder ansehen“, erwiderte das Jakobchen.  
„Gibst Du den Doktor Winter für einen Schwindler?“ fragte Eugenie.  
„Kann's nicht sagen, möglich wär's schon —“  
„Das ist ja bärer Unfuss!“ fiel Kriebel seinem Sohne in's Wort. „Ein gelehrter Mann, der Afrika bereist hat, soll ein Schwindler sein? Wer ist denn Dein Felsing? Ein Wiener, na, das Gute, was von Wien kommt,

kennt man ja!“  
„Ich glaube für ihn bürgen zu können; jedenfalls ist er für mich eine angenehmere Persönlichkeit, als der braune Naturforscher, der sich, wie es mir scheint, hier in ein warmes Nest setzen will.“  
„Jakob!“ sagte die Mutter entrüstet.  
„Wir werden sehen, wer Recht hat, ich habe gute Augen und den Herrn gestern scharf beobachtet.“  
„Redensarten!“ erwiderte Kriebel achselzuckend. „Damit kann man Jeden strangulieren.“  
„Zu mir den einzigen Gefallen und schaffe Dir ein Fremdwörterbuch an“, unterbrach der Student ihn lachend. „Du wolltest natürlich sagen: barangulieren.“  
„Was ich sagen wollte, das weiß ich besser wie Du“, fuhr Papa Kriebel fort, „und wer meine Worte nicht versteht, der kann ja im Konversationslexikon nachsehen. Wann willst Du wieder fort?“  
„Heute Mittag gleich nach Tisch, vorher hab' ich aber noch ein kleines Geschäft mit Dir abzumachen. Mein Wechsel ist alle —“  
„Schon wieder Geld, Jakobchen?“  
„Nur nicht ängstlich, Papa, Du darfst Dich nicht beklagen, ich hab' diesmal lange gewartet.“  
„Wie viel brauchst Du?“  
„Dreihundert Thaler sicher, eine Handvoll Banknoten mehr nehme ich auch an.“  
Papa Kriebel öffnete seufzend seinen Schreibfächer, die Mutter aber wiegte mit ernster, bedenklicher Miene das Haupt.  
„Du wirst hoffentlich nun auch bald Dein Examen machen“, sagte sie, „so, wie es jetzt ist, kann es doch nicht immer bleiben.“  
Das Jakobchen sah sie betroffen an.  
„Hinstellst Du gewiß bald eine Anstellung, es fehlt ja an tüchtigen Lehrern.“  
„Und kannst Du Dir wirklich denken, daß ich ein verdorrter Pflücker werden soll? Das freie, ungebundene Studentenleben gefällt mir zu gut, Mama, und je länger ich studire, desto mehr lerne ich.“  
„Nachher wird er gleich Professor“, nickte Kriebel. „Was soll er sich denn lange am Gymnasium mit den ungeliebten Rängen quälen! Er kann's ja abwarten, unsere Mittel erlauben es.“  
„Und Du glaubst wirklich, daß er studirt und lernt?“ fragte die Mutter vorwurfsvoll. „Ich weiß das besser, wenn Jakob nicht bald sein Examen macht, dann wird er es später gar nicht mehr machen können. Du solltest darüber recht ernst und vernünftig nachdenken, Jakob, Dein Vater ist immer zu schwach gegen Dich gewesen, er hat die Dinge gehen lassen, wie sie wollten, aber Du bist nun alt genug geworden, um selbst an die Zukunft zu denken.“  
„Beim Zeus, das ist die längste Predigt, die ich je von Dir gehört habe!“ unterbrach der junge Mann sie, während er die Banknoten, die ihm sein Vater überreicht hatte, einsteckte, ohne sie vorher zu zählen. „Und heute Morgen bin ich wirklich nicht in der Stimmung, Dir auf dieses Feld zu folgen, Mama, aber ich will mir die Sache überlegen, vielleicht mache ich dann im nächsten Frühjahr mein Examen.“  
„Und dann wirst Du Doktor der Philosophie?“ fragte Kriebel mit unerbittlichem Stolz.  
„Natürlich, das heißt, um Doktor zu werden, muß ich noch ein Jahr länger studieren und dann ein besonderes Examen machen, ein heidenmäßig schweres Examen. Und dann sollst auch der Doktor Geld, viel Geld, jedem Professor muß man eine Rolle Goldstücke in's Haus schicken, und der Doktorhut mit dem langen, goldgestickten Mantel —“  
„Es kann kosten, was es will“, erwiderte der alte Herr, „ich bezahle Alles, Doktor sollst Du um jeden Preis werden. Der Hut und Mantel sollen als ewiges Andenken in der Familie bleiben —“  
„Probit die Mahlzeit, beides bekommt der Universitätspeddel, so will's einmal der Usus.“  
„Na, bei dem Usus kann der Peddel reich werden“, sagte Kriebel ärgerlich, „aber wenn's einmal sein muß, dann können wir nichts daran ändern.“  
„Wenn's nur wirklich recht bald geschieht“, erwiderte die Mutter in ernstem, einbringlichem Tone, „ein Ende muß einmal gemacht werden, Jakob, und zwar je eher, desto besser.“  
Der Student hatte sein Glas ausgetrunken und sich erhoben, die ersten Ermahnungen seiner Mutter schienen einen peinlichen Eindruck auf ihn zu machen.

„Ich kann mir nicht helfen“, sagte er, „aber hinaus muß ich, das berühmte Mühlrad geht mir zu gewaltig im Kopfe herum. Sei nur ganz ruhig, Mama, ich werde mir die Geschichte gründlich überlegen und Deinen Wunsch, wenn es möglich ist, gerne erfüllen.“  
Papa Kriebel nahm seinen Strohhut und begleitete den Sohn.  
„Die Mutter meint's gut“, sagte er, als sie draußen im Garten waren, „aber nimm es Dir nicht so sehr zu Herzen, es ist gar so schlimm nicht, und meine Verhältnisse sind so solide, wie sie nur sein können.“  
„Das weiß ich ja auch, und von dem Leben auf der Universität kennt die Mama nichts. So lange man jung ist —“  
„Hast Recht“, nickte der alte Herr eifrig, „Spiehbürger wird man später immer noch früh genug. Gehst Du mit zum General?“  
„Was soll ich da?“  
„Im, das gnädige Fräulein wird mit jedem Tage schöner, und wenn Du Doktor bist, kannst Du an jeder Thüre anknöpfen.“  
„Na, dann wollen wir wenigstens so lange damit warten, bis ich es bin — ich geh' in's Städtchen, frisch vom Faß schmeckt das Bier besser.“  
Papa Kriebel blühte mit stolzer Genugthuung seinem Sohne nach, bis die staltliche Gestalt verschwinden war, dann trat er in den Garten des Generals.  
Auf den Arm Efridens gestützt, kam der alte Herr ihm entgegen, seine leuchtenden Wangen verriethen, daß er seinen gewohnten Frühchoppen schon getrunken hatte.  
„Donnerwetter, Nachbar, das war in der vergangenen Nacht wieder einmal ein lustiges Leben bei Ihnen!“ sagte er. „Ich begreife nicht, wie Sie das aushalten.“  
„Wenn man unter den Wölfen ist, muß man mit ihnen heulen“, erwiderte Kriebel achselzuckend.  
„Und Sie haben gar keine Nachwehen davon?“  
„Gott bewahre, frisch wie ein Fisch im Wasser!“  
„Sapperment, das ist eine glückliche Natur. Sind die Studenten wieder fort?“  
„Nur mein Jakobchen ist noch hier, er will heute Mittag abreisen.“  
Der General hatte auf einer Bank Platz genommen, Kriebel mußte sich neben ihn setzen, Efriede pflückte einige Rosen und band daraus einen Strauß.  
„Ja, ja, wenn man einen Sohn hat, dann lebt man mit ihm noch einmal auf“, seufzte der General, während er mit der Hand über den weißen Antheil strich, „ich hätte das auch haben können — aber sprechen wir nicht davon. Es ist ja wieder ein neuer Fremder im Städtchen, ein guter Freund des Doktor Winter aus Wien.“  
„Das wissen Sie schon?“  
„Sapperment, der Hennemann kommt ja jeden Morgen in mein Haus, und kurz vorher rasirt er den Rentner Görner.“  
„Ja, dann freilich braucht man nicht nach der Quelle zu fragen“, erwiderte Kriebel lachend, „die Weiden wissen ja Alles, was im Städtchen vorfällt. Ueber den Fremden selbst kann ich jetzt noch nicht urtheilen, wir wollen's abwarten, bis wir ihn kennen gelernt haben. Sie fühlen sich wieder wohl?“  
„Danke, ich bin zufrieden, es geht von Tag zu Tag besser.“  
„Und den Doktor ärgert das gewiß, weil es nicht sein Verdienst ist?“  
„Na, der soll mir noch einmal in's Haus kommen!“ fuhr der General auf, „die Suppe, die er mir eingebracht hat, vergehe ich ihm sobald nicht. Sind Sie auch als Zeuge gegen die Frau Heß vorgeladen?“  
„Behauere, was habe ich denn mit der Frau zu schaffen?“  
„Und ich soll bezeugen, daß sie mich turirt hat. Der Doktor hat sie angezeigt und auf ihre Bestrafung angetragen, und sie hat doch weiter nichts gethan, als die Kranten behandelt, denen er nicht helfen konnte.“  
Der Blick Kriebel's ruhte sinnend auf der schlanken Gestalt Efridens, die nahe genug war, um jedes Wort verstehen zu können, langsam wiegte er das Haupt.  
„Das ist denn auch ein Stückchen Geschäfteneid“, sagte er, „und man könnte darüber lachen, wenn's nicht eben für die arme Frau traurig wäre. Machen läßt sich dagegen nichts, der Doktor ist in seinem Recht, und die Gesetze werden ihn schützen.“  
„Na ja, aber ich meine, er hätte ihr das kleine Einkommen gönnen können“, polterte der General, „er als einzelner Mann hat sein reichliches Auskommen, und mit dem Heß soll es nicht zum Besten stehen.“  
„In wie fern?“  
„Die Stadtverordneten wollen ihn absetzen.“  
„Dann müssen sie ihn pensioniren.“  
„Es wird wenig genug sein, was sie ihm als Pension aussetzen. Allerdings ist der Heß verschissen, aber ich meine, man fände immer noch ein Kerntchen einen peinlichen Eindruck auf ihn zu machen.“

doch nicht ohne Weiteres vor die Thür.“  
Der General winkte nach diesen Worten seinem Burschen, welcher in respektvoller Entschonung der Befehle des alten Herrn harzte, und Peter brachte gleich darauf Wein und Cigarren. Kriebel wollte dankend ablehnen, aber der General zwang ihn, die Cigarre anzuzünden, und beobachtete ihn dabei scharf von der Seite.  
„Wenn ich Stadtverordneter wäre, so hätte ich längst die Anstellung eines anderen tüchtigen Polizeibieners beantragt“, nahm Kriebel das Wort, nachdem er die Cigarre in Brand gesetzt hatte, „mit dem Heß ist gar nichts anzufangen gewesen, so lange wie ihn haben. Ein Barnabas war er freilich, aber wenn es sich um ein schweres Verbrechen handelte, hat er noch nie den Thäter erwischt.“  
„An anderen Orten kommt das auch vor.“  
„Doch nicht so oft. Ist der Mörder des Förstlers entdeckt worden?“  
„Leider nein, ich gäbe viel darum, wenn er jetzt noch entdeckt würde!“  
„Und der Einbruch bei Ihnen —“  
„Ich hab's verschmerzt, es war kein großer Verlust.“  
„Groß oder nicht; wenn der Thäter nicht gefaßt wird, sind wir Alle im Städtchen vor einem Einbruch nicht sicher.“  
„Ach, der Betreffende ist längst über alle Berge.“  
„Und man hat ihn nicht verfolgt?“  
„Nun ja, es ist Alles geschehen, was geschehen konnte“, sagte der General mürrisch, „aber der Stroh war schlauer wie seine Verfolger, er ist entkommen, und würde er heute noch verhaftet, so könnte ihm wahrscheinlich nichts bewiesen werden, da das gestohlene Geld jedenfalls verausgabt ist. Sapperment, wie blaß Sie geworden sind!“  
Papa Kriebel strich mit der Hand über seine schweißbedeckte Stirne und sah mit einem Blick voll Zorn und Widerwillen auf seine Cigarre.  
„Sie haben mir da ein schweres Kraut gegeben“, sagte er, „ich kann's nicht vertragen.“  
„Bah, Sie haben dieselbe Sorte immer bei mir geraucht und sich nie darüber beklagt. Heute können Sie das Rauchen überhaupt nicht vertragen, lieber Kriebel, ich habe Sie nur auf die Probe stellen wollen, um mich zu überzeugen, ob Ihnen die Kneiperie in der vorigen Nacht wirklich so gut bekommen ist, wie Sie vorher behaupteten. Sie haben die Probe nicht bestanden, was folgt daraus? Daß Sie mir vorher nicht die Wahrheit sagten.“  
Ein heiteres Lachen, das nicht frei von Schadenfreude war, folgte diesen Worten, Papa Kriebel aber stand rasch auf und entfernte sich; er fühlte sich durch diese Entlarzung so tief beleidigt, daß er sogar hastig an der Generalin vorbeistief, die eben aus dem Hause kommend ihm begegnete.  
„Was hat denn Herr Kriebel?“ fragte die Gemahlin erstaunt, während sie aus der Hand ihrer Tochter das Rosenbouquet in Empfang nahm.  
„Ich habe ihm nur bewiesen, daß er mit seinen Aufschneidereien mich nicht hinter's Licht führen kann“, erwiderte der alte Herr vergnügt, „und eine kleine Strafe hat er schon deshalb verdient, weil er in der vorigen Nacht keine Rücksicht auf seine Nachbarn nahm. Ich habe die halbe Nacht nicht geschlafen, und er fand es nicht einmal nöthig, sich wegen dieses Heidenlärms bei mir zu entschuldigen.“  
Die Generalin hatte neben ihrem Gatten Platz genommen, ihr Blick ruhte voll ernster Beforgnis auf dem hübschen Mädchen, das in ziemlich beträchtlicher Entfernung neben dem Gärtner stand.  
„Ich fürchte, der junge Kriebel wird nie ein nütliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden“, sagte sie leise, „ich habe um ihn, er ist ein hübscher Mann und ich glaube auch, daß er natürliche Anlagen hat.“  
„Die Eltern sind daran schuld, Melanie!“  
„Die Mutter wohl nicht, ihr macht der Leichsinn des Sohnes Sorge genug und sie läßt es an ersten Ermahnungen nicht fehlen. Papa Kriebel ist vernarrt in die Studententappe, und wie alle Leute, die von nichts zu etwas gekommen sind, glaubt auch er, mit seinem Vermögen Alles zwingen zu können. Natürlich glaubt sein Sohn, daß er einst ein reicher Mann wird, weshalb soll er lernen und sich um eine Anstellung bemühen, wenn er weiß, daß Nahrungsfragen niemals an ihn herantreten können?“  
„Sapperment, Melanie, so sicher ist das doch nicht“, erwiderte der General, „und tritt er mit diesen Ideen später einmal die Erbschaft an, dann wird er auch bald damit fertig werden. Aber was kümmert das uns!“  
„Im Grunde genommen nichts, Melanie, dennoch könnten auch wir genöthigt werden, uns mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen.“  
„In welcher Weise?“  
„Frau Kriebel ließ vor einigen Tagen eine Neuerung fallen, die mich ziemlich unangenehm berührte, sie betraf ihren Sohn und Efriede.“  
Der General zog die buschigen

Brauen zusammen und strich langsam die Asche von seiner Cigarre.  
„Also das liegt in ihrem Plan?“ fragte er. „Na, über die Vorurtheile unseres Standes bin ich hinaus, Melanie, und unter anderen Umständen würde ich gegen diese Verbindung nichts einzuwenden haben, vorausgesetzt, daß Efriede ihr Jawort gäbe, aber wie die Dinge jetzt liegen, ist nicht daran zu denken.“  
„Das konnte ich der Frau Kriebel auf jene Neuerung hin nicht sagen“, erwiderte die Generalin, „und so werden wir uns darauf gefaßt machen müssen, daß über kurz oder lang eine formelle Werbung erfolgt.“  
„Doch wohl nicht eher, bis der junge Herr sein Examen gemacht hat, und ich glaube, damit hat's noch gute Wege. Da kommt der Doktor Winter mit dem fremden Herrn, ich fürchte, der hat auch Absichten.“  
Er sprach ab, die beiden Herren waren rasch näher gekommen.  
Bruno Winter stellte seinen Freund vor, Peter wartete einen kleinen Tisch und einige Gartensessel holen, und Efriede kam nun auch, um den Fremden kennen zu lernen, über den Eugenie schon am Abend vorher mit ihr gesprochen hatte.  
Felsing schickte sich etwas besangen zu fühlen, er beantwortete die an ihn gerichteten Fragen kurz und nahm an seiner lebhaften und geistreichen Weise führte, nur selten Antheil. Es konnte ihm nicht entgehen, daß die schönen Augen Efridens sich oft mit forschendem, fast misstrauischem Ausdruck auf ihn richteten.  
Ihm selbst konnte ein solches Misstrauen schwerlich gelten, ihn kannte ja hier Niemand, aber der Doktor weilte schon längere Zeit an diesem Orte, sollten die scharfblickenden Augen der jungen Dame ihn schon durchschaut und die ganze Richtung seines Charakters erkannt haben? Auch das war schwer anzunehmen, Bruno Winter verstand es ja meisterhaft, sich bei den Damen beliebt zu machen und ihre Gunst im Fluge zu erobern.  
In der That hatte Efriede bald erkannt, daß die Weiden nicht so innig befreundet waren, wie der Doktor behauptete.  
(Fortsetzung folgt.)

### Ein merkwürdiger Volksstamm.

Einer der merkwürdigsten und am wenigsten bekannten Volksstämme ist sicherlich der Stamm der Ona im Feuerland. Es ist ein Stamm von Jägern und Fischweibern; die Knaben, so erzählte ein italienischer Missionar, werden, sobald sie das Mannbarkeitsalter erreichen, von ihren Geheulen getrennt und müssen zwei Jahre lang ganz einsam leben; nach dieser an grausamen Opfern und Zerrungen reichen Prüfungszeit erst dürfen sie sich zu den Erwachsenen gesellen. Die größte Gunst, die man ihnen gewährt, besteht darin, daß man ihnen gestattet, sich während ihrer Absonderung einen Hund zu halten. Die Frau wird bei der Ona wie ein Thier behandelt und zu bedingungslosem Gehorsam gezwungen. Eine Frau nehmen darf ein junger Mann erst dann, wenn er das 20. Lebensjahr erreicht und klar bewiesen hat, daß er noch eine zweite Person ernähren kann. Er muß sich dann seine Lebensgefährtin aus einer andern, möglichst feindlichen Volksgruppe holen. Während der Zeit, die der Hochzeit vorangeht, kann der Bräutigam mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Gruppe, der die Braut angehört, ihn herzlich und gastlich aufnehmen wird; nach der Hochzeit aber werden die Feindseligkeiten sofort wieder aufgenommen. Es gab eine Zeit, in der die Ona buchstäblich decimirt wurden, weil sie, als geborene Viehhändler, die Herden der in der Nähe wohnenden Viehzüchter überfielen und beraubten. Die Züchter setzten auf jeden kampfunfähigen gemachten Eingeborenen einen Preis aus. Zuerst brauchte man nur den Kriegsbogen eines Eingeborenen vorzulegen, um den Preis zu erhalten; als jedoch die Männer, die die Ona-Jagd zu ihrer Spezialität gemacht hatten, ihre Auftraggeber zu betrügen begannen, wurde der Preis nur dem gezahlt, der den Stab eines getödteten Eingeborenen vorzeigen konnte. Bald erfuhr man jedoch, daß die angeblich stahlprisen Eingeborenen rubig weiterlebten; von diesem Augenblick an mußten die Jäger, wenn sie die ausgesetzten Prämien einheimen wollten, den Auftraggebern die von den Rümpfen der Opfer abgetrennten Köpfe präsentieren. Als Ona-Jäger zeichnete sich besonders ein gewisser Sam Hestlop aus, der sich rühmte, 500 Ona, Kinder und Erwachsene, getödtet zu haben. Jeder Kopf wurde ihm anstandslos gezahlt. Auf diese Weise wurde in der Zeit zwischen 1890 und 1900 der Stamm der Ona fast vernichtet. Sam Hestlop starb vor zwei Jahren, und seit damals steht die Eingeborenenjagd nicht mehr auf der Höhe.

Daß eine Dame zum Professor der Mathematik an der Universität von California ernannt worden ist, wird höchstens Junggefallen in Erlaunen setzen. Jeder Ehemann weiß, wie nur eine Frau im Stande ist, so zu rechnen, daß mit kleinen Einnahmen ein großer Haushalt geführt werden kann. Und das ist ein Problem, das andere Professoren nicht zu lösen vermögen.

Der in New York zum Besuch weilende Herzog von Newcastle hat erklärt, daß die Hand, die die Kinder wiegt, nicht im Sinne ist, das Staatschiff zu lenken. Wiegt man in England noch die Kinder?

Gleichgültigkeit, Achlosigkeit und Trägheit sind Widerfächer, die der Wahrheit mehr Abbruch tun als absichtlicher Betrug.